

«The Dynasty» swingt die Kammgarn

Am Samstagabend zelebrierten «The Dynasty» mit den drei begnadeten Instrumentalisten und Musikern Biréli Lagrène (Solo-Gitarre), Holzmanno Winterstein (Rhythmusgitarre) und Vali Meyer (Bass und Gesang) mitreissenden Gipsy-Jazz auf der Bühne der Kammgarn.

Vreni Winzeler

Der Gipsy-Jazz ist der erste Jazzstil, angesiedelt zwischen Swing und Bebop sowie mit Elementen aus dem Modal-Jazz, der in Europa entstand, während in Amerika noch die Big Bands spielten, der Bebop noch nicht einmal erfunden und Miles Davies' Cool Jazz erst in den Windeln lag. Die zu dieser Zeit wohl bekanntesten und berühmtesten Jazzmusiker, der Gitarrist Django Reinhard und der Geiger Stéphane Grappelli, nahmen diese Entwicklung auf und brachten den neuen Stil ins öffentliche Bewusstsein. Der Groove basiert auf gradlinigen und treibenden Bass- und Rhythmusgitarrenriffs, darüber improvisieren eine wilde Sologitarre, eventuell das Akkordeon und/oder Violinen. Ein Schlagzeug braucht es nicht, das erledigt der Swing-Drive der Rhythmusgitarre, ebenso ist Sologesang nicht vorgesehen, nur wenige Sängerinnen konnten sich im Genre etablieren. Typisch für den Gipsy-Jazz ist der in Sinti-Tradition verwandtschaftliche Bezug der Musiker untereinander: Die Bands gleichen familiären KMUs – man lehrt und lernt durch Zuschauen und Nachmachen voneinander und man geht miteinander auf Konzerttournee.

Keine Kunst für den, der's kann

Ein futuristischer Bass, eine antik anmutende Gitarre, minimale Technik, zwei Stühle. Die Kammgarnbühne wirkt unbespielt leer, ebenso der Saal. Nichts deutet darauf hin, dass hier gleich der Bär tanzen wird, und wie er tanzt, Weltklasse! Eine grandiose Show ohne Allüren, nur mit den eigenen Fähigkeiten als Bühnenbild, ohne einstudierte Performance, ohne Partymoderation, dafür mit Grandezza, wie sie nur erfahrene und darum bescheiden gebliebene, entspannte Menschen ausstrahlen.



Begnadet: Biréli Lagrène, Vali Meyer und Holzmanno Winterstein (von links).

BILD MICHAEL KESSLER

Der feine Schalk des Bassisten Vali Meyer, diesem groovenden Schweizer Urgestein, diese Lust am Spiel, diese Freude an der Musik, an der selber gespielten Musik, sucht wohl weltweit seinesgleichen. Und wenn ebendieser Vali Meyer nach der Pause sein altes, angestaubtes Banjo auspackt und am schwach beleuchteten Bühnenrand völlig unsentimental davon erzählt, dass Django Reinhard (im Fall!) seine

Karriere auch mit einem Banjo gestartet habe und wie er ausserdem mit zwei Kollegen die Harlem Ramblers gründete und nur quasi aus Not an den Bass wechselte, weil Klavier spielen und singen kann er auch, dann ist das extrem authentisch und berührend. Daneben sitzt ruhig und fokussiert an der Rhythmusgitarre Holzmanno Winterstein. Von null auf hundert braucht er eine Hundertstelsekunde, das Tempo

klinkt sofort ein, minimale Bewegungen, tausendfach gespielt und internalisiert, der personalisierte Groove. Vor diesem Hintergrund und auf dieser sowohl musikalischen als vermutlich auch menschlich tragfähigen Basis improvisiert nun der geniale Biréli Lagrène mit einer Lust an Virtuosität per se, als wärs ein Kinderspiel. Mit verblüffender, technischer Präzision gelingt ihm alles: stupende lineare Geschwindigkeit, präzises harmonisches Timing, rhythmische Präzision und raffinierte Dynamik. Zu Beginn der Session überliess der Elsässer Lagrène die Moderationen seinem Schweizer Bassisten. Im Verlauf des Konzerts meldete aber auch er sich ab und zu zu Wort und versorgte das Publikum mit der einen oder anderen erhellenden Anekdote. Das bemerkenswerteste Statement war wohl jenes, in dem Lagrène über das Üben sprach. Üben? Biréli Lagrène schmunzelt. Und Vali Meyer schiebt nach, dass es sich beim Instrumentalspiel wie mit dem Velofahren verhält: Das verlernt man nicht. Holzmanno Winterstein macht sein Pokerface. Kunst ist keine Kunst, für den, der's kann.

Darbietung mit Standards

Im Programm hatten «The Dynasty» zur Freude des Publikums alle alten Bekannten vom «Minor Swing» über «Autum Leaves», «Daphne» oder «All of Me» sowie «I got Rhythm» oder «Sweet Georgia Brown» und einige mehr. Nachdem die bei technisch sehr hochstehenden Darbietungen übliche Schockstarre der Bewunderung im Publikum gewichen war und die Ohren auf Empfang standen, kam man in den Genuss einer unglaublich reichhaltigen Darbietung auf allen Ebenen. Man improvisierte sich durch Zeiten und Stile und nahm selbst das laute Signal eines zur Unzeit klingelnden Handys auf. Umwerfend!

Mit Elan und Chuzpe in der zweiten Runde Durchatmen, während Simon Chen die Glasharfe spielt

Die Frauenkunstmesse FATart hat vor einem Jahr, als sie zum ersten Mal durchgeführt wurde, Geschichte geschrieben. Auch in ihrer zweiten Edition spürt man die Guerilla-Überzeugung.

Indrani Das Schmid

SCHAFFHAUSEN. Sie sind wieder da: die FATart und ihre Künstlerinnen. Und nein, sie wird nicht gehen. Jetzt nicht. Und in Zukunft auch nicht. So viel können Marc Damon Harvey und Ursina Gabriela Roesch, die beiden Initiatoren und Organisatoren, an diesem Freitagabend sagen. Es ist früher Abend, kurz nach Büroschluss, die Vernissage der zweiten FATart hat in der oberen Ausstellungshalle des Kammgarn West begonnen. Gut 100 Personen haben sich bereits eingefunden, es werden von Minute zu Minute mehr. Diese Künstlerinnen- und Produzentinnenmesse zieht die Menschen an. Es sei nämlich die erste und einzige dieser Art in Europa, so Marc Damon Harvey in seiner Begrüssungsrede. Vor einem Jahr habe man Geschichte geschrieben. Einfach dadurch, dass auf dieser Messe die blinden Flecke im Kunstbetrieb gebündelt thematisiert und diskutiert werden. Blinde Flecke wie die Sichtbarkeit von Künstlerinnen, von Minderheiten und nicht-weissen Artisten.

Frauen stellen selten einzeln aus

So wird in den Schweizer Museen zu 74 Prozent Männern eine Einzelausstellung gewährt, aber nur zu 16 Prozent den Künstlerinnen, erklärt die Kunsthistorikerin und Künstlerin Marion Strunk in ihrer Rede und verweist auf eine Statistik von Swissinfo im Juni dieses Jahres. Das habe nachhaltige Folgen. Zum Beispiel die prekären Lebensbedingungen, denen die Künstlerinnen oft ausgesetzt seien. Bei der FATart lernen die Künstlerinnen zwei Dinge: Sich selber zu verkaufen, also auch Produzentinnen zu sein, was oft zur zweiten Erkenntnis führt, nämlich: Auf den Kunstbetrieb ist kein Verlass. Sub-

versiv nennt die Kunsthistorikerin diesen Ansatz. «Sehr realistisch», meint hingegen Ursina Roesch, die Organisatorin. Als Künstlerin muss man lernen, sich sichtbar zu machen und sich ernst zu nehmen.

Ihre eigenen Fotografien hängen mit den Fotografien von Elfi Anderegg und Yvon Baumann in einer Reihe mit dem mystischen Grossbild von Eliane Zinner, vor den jade-rosé-weiss-schwarzen Specksteinfiguren von Liz Karvaly. Ihre Ecke atmet vor Weite, Ruhe und Geheimnissen. Nur wer sich die Zeit nimmt, der entdeckt Geschichten hinter den Werken. Gerade bei den Fotografien. So erinnern die grossformatigen Schwarz-Weiss-Fotografien von Ursina Roesch an die Ästhetik des Charlie-Chaplin-Films «Modern Times». Auch die gespiegelten, doppelbelichteten collagierten Fotografien von Elfi Anderegg zeigen zart und unaufdringlich urbane

Einsamkeit. In den Arbeiten der Fotokünstlerin Yvon Baumann gibt es nichts Spektakuläres: Wasser, Steine, Wellen und Horizont. Doch wo fängt der Himmel an und hört das Wasser auf? Und bewegen sich hier die Wellen? Oder ist das nur der Effekt einer alten Hasselblad? Ist das typisch weiblich?

Vorsicht vor Denkfallen

Was ist typisch weiblich? Wie die Laudatorin Marion Strunk warnt die Schaffhauser Stadträtin Katrin Bernath davor, in diesen Kategorien zu denken. Warum? Weil es keine männliche oder weibliche Technik oder Material gäbe, so Marion Strunk. Viel entscheidender seien die Themen, die bei Künstlerinnen vielfältiger seien. Die FATart hat keine Themen vorgegeben. Umso bunter und unterschiedlicher präsentiert sie sich nun, als wichtiger Beitrag zur Gleichstellung.



Marc Damon Harvey und Ursina Gabriela Roesch an der zweiten FATart. BILD MICHAEL KESSLER

Satire, Satire über alles – Simon Chen machte mit seinem neuesten Programm «Typisch!» halt in Schaffhausen und unterhielt dabei nicht nur, aber auch Lehrer.

Alexander Joho

Simon Chen spricht, und die Menge schweigt – ob kurz oder lang, ist Hans oder Heiri. Hauptsache, es wird über sich selbst und die anderen gelacht. Der mittlerweile zum Zürcher konvertierte Freiburger Kabarettist greift dabei auf jahrelange Theatererfahrung im In- und Ausland zurück und belehrt das Publikum in seinem neuesten Stück «Typisch!» da und dort in einer Sinnlos-Selbsterfahrungs-Seminarumgebung auch gerne einmal in der Kunstfigur als deutsches Ekelpaket, dem die Menschenmenge zuwider und der Erfolg umso attraktiver erscheint. Letzten Freitag war Chen auf Einladung des «Schauwerks» im Haberhaus.

Oder wie es Chen in einem Segment selbst mit «Fun und Respekt» beschreibt: immer stichelnd, aber nicht stossend. Kabarett ist angesagt, und nicht Comedy, vorausgesetzt wird auch hier ein gewisses Guthaben an Schnellmitdenken. Chen kommt grösstenteils ohne Plattitüden und Witze unter der Gürtellinie aus, obschon diese im Verlauf seiner zum Teil mit Selbstreflexion getränkten Abschnitte ab und zu vorkommen. Lieber baut Chen Metaebenen ein, schliesst dabei die Zeitungskritik an seinen Darbietungen als kleinen Seitenhieb auf die oftmals banalen Berichte in den Darbietungen selbst mit ein, bleibt dank eigens erfundenem «Empörungsmeter» immer auf

dem Laufenden, weiss, wie es um die momentane Popularität seiner Wortspielereien und Gesellschaftskritik steht und spricht von Latexallergien und laktoseintoleranten Nicht-Schweizern.

Auf der Bühne ist der ewige 28-Jährige, der im realen Leben doch eher in der Mitte seiner Existenz steht, zwar rein physisch – so viel Anstand und Abstand muss sein – nicht immer auf Augenhöhe, nähert sich den Sitzvolk nach dem Ausflug in seine von Roger-Federer-Krankenkassen geprägte Welt jedoch immer wieder, Glasharfe sei Dank, an, sorgt für Gleichstand und ein wenig

«Chen kommt grösstenteils ohne Plattitüden und Witze unter der Gürtellinie aus.»

Durchatmen. Im Kern geht es gemäss Chen um die eigenen Gedankengänge: «Sie können sich das alles ja selber vorstellen, ist ja auch eine Vorstellung.» Nachholunterricht im besten Saane-Stil. Oberlehrerhaft darf er dann auch noch sein, wenn es um das Imitieren eines von Multikulti-Kuddelmuddel geprägten Elternabends geht. «Politiker sind wie Fahnen im Wind, ich sehe hier ein grosses Potenzial für die Windkraft.» Hin und wieder wird der verbale Zweihänder aus dem Schrank genommen, die Bundesratswahl als Qual persifliert und dann doch wieder relativiert. Und dann lässt der Kabarettist auch noch buchstäblich die Puppen spielen, macht die Erbsünde plastisch greifbar, wenn auch nur den Apfel des Anstosses.